

Volk Gottes im Exil

Gottes Volk, seine Kirche, sei heute auf dem Weg ins Exil und könne dabei viel vom exilierten Israel lernen. Das ist eine der Grundbotschaften von Rolf Zerfaß' Beitrag „Volk Gottes unterwegs: in der Fremde, unter den Völkern“. Im Folgenden will ich diese Grundannahme entfalten, in der Hoffnung, dass dadurch die prophetische Perspektive, ihr aus den biblischen Erfahrungstexten übernommenes „Leitbild“ von Rolf Zerfaß ansatzweise operationalisiert werden kann. Solche Operationalisierungsarbeit ist allein deshalb vonnöten, weil Leitbilder nicht nur ermutigend auf den Weg locken, sondern in ihrer idealtypischen, ja idealisierten Verführbarkeit nicht selten genau das Gegenteil verursachen: dass die übermächtig scheinende Aufgabe, die ein Leitbild mit subtilem moralischen Appell einfordert, erst gar nicht angegangen wird. Statt dann das Volk Gottes auf den Weg zu bringen, bleibt es jammernd und depressiv auf seinen Träumen sitzen. Zudem wächst über die destruktive Kraft des Ideals (Wolfgang Schmidbauer) die Gefahr, dass sich die Träumer, randvoll mit Visionen, in der real existierenden Kirche nicht mehr zurechtfinden.

„Exil“ könnte für die folgenden Reflexionen nichts anderes bedeuten, als dass die Kirchen in unseren Breiten ihre über Jahrhunderte bewährte soziokulturelle Grundlage und damit Stütze verlieren. Europa ist eben nicht mehr „christentümlich“, das Christentum ist längst nicht mehr die Grundlage der Staatsverfassung europäischer Staaten, und das vergebliche Ringen um eine folgenreiche Erinnerung daran in der Europäischen Verfassung zeigt nur, wie sehr es eben kein „christentümliches Europa“ mehr gibt.

1 Ende der traditionellen Sozialform

An die soziokulturellen Bedingungen ist gebunden, wie eine christliche Kirche arbeitet und welche Sozialform sie sich dazu gibt. War das Christentum im vorkonstantinischen Rom eine hocheffiziente verfolgte Untergrundkirche mit einer enorm flexiblen Sozialform, so glich sie sich, als Teil der nunmehr gesellschaftstragenden Kräfte, den neuen Verhältnissen an. Es bildete sich in der nachreformatorischen Zeit aus Friedensgründen als Sozialform die Staatskirche aus. Sie stellte mit allen gesellschaftlichen Mitteln sicher, dass die gesamte Bevölkerung der einen monopolisierten Konfession angehörte. Die Staatskirche wurde so zur Volkskirche. Wer nicht bereit war, sich daran zu halten, wurde ins Jenseits oder in späteren toleranten Zeiten ins Ausland ausgewiesen. Verursacht durch die große geistige, technische (Dampfmaschine), soziale (Klassenkampf) und politi-

sche Revolution (mit dem Ziel der Demokratisierung der Gesellschaften) wurde nach und nach nicht nur das soziokulturelle Gefüge umgestaltet, sondern änderte sich zunehmend auch die Arbeitsweise und Sozialform der Kirchen. Ein einfaches Beispiel: War der Passauer Bischof Josephus Domincus Lamberg (1726) einzig darum besorgt, dass bei schweren Geburten die Hebammen notfalls auch im Mutterschoß taufte, schrieben die Deutschen Bischöfe verpflichtend eine Taufkatechese für die Eltern von Kindern vor, die längst nicht mehr *quamprimum* zur Taufe gebracht wurden.

Mit der Umformung zur modernen Gesellschaft änderten sich also nicht nur die Position der Kirchen in der jeweiligen sie privilegierenden Gesellschaft, sondern auch ihre Arbeitsweise und ihre Sozialform. Das allein deshalb, weil ein zentrales Moment der Modernisierung europäischer Gesellschaften die Individualisierung darstellte: die Ausweitung von Freiheitsgraden der Person bis in die letzten Winkel der sich modernisierenden Gesellschaften.

1.1 Auf den ersten Blick Verfall

Diese Entwicklung, die kulturell vor allem in den 68ern in die Tiefe der Bevölkerung getrieben worden ist, führt zum Abbau aller aufgespürten Fremdsteuerungen. Diese wurden in Institutionen, Normen und Autoritäten vermutet – weshalb diese Trias in eine Krise geriet. Die christlichen Kirchen, die just auf diesen drei Säulen aufbauten, wurden eines der prominenten Opfer dieser gesellschaftlichen Umbaukrise. Andere Institutionen (wie Ehe, Gewerkschaften) waren noch weit mehr davon betroffen.

Das führt zu dem, was allenthalben bekannt ist und beklagt wird: zu den Austritten aus den Kirchen, zum Leerbleiben der sonntäglichen Kirchenbänke, zur schrumpfenden Zahl von religiös-kirchlichen Dauerexistenzen wie Ordensmänner, Ordensfrauen und ehelose Priester. Auch die Selbstverständlichkeit der kirchlichen Feiern zu den Lebenswenden lockerte sich, obgleich diese biographiegebundene Form der Beteiligung sich als weitaus stabiler (weil heidnischer?) erweist als die kirchengemeindlichen Formen. Alle Daten deuteten auf einen Verfall der Kirchlichkeit hin – auf den ersten Blick zumindest.

1.2 Veränderung des Beziehungsmodus

Blickt man auf diese Entwicklungen ein zweites Mal, mit schärferer diagnostischer Genauigkeit, dann differenziert sich das Bild. Es gab ja in den freien Gesellschaften Europas – anders als im kommunistisch beherrschten Ost(Mittel)Europa – keinen politisch motivierten Krampf gegen die Kirchen. Im Vordergrund stand vielmehr der folgenreiche Anspruch moderner Bürgerinnen und Bürger, ihr Leben so zu leben, wie sie es für richtig erachteten. Selbststeuerung galt als das hehre Ziel, wählen können also. Dass solches Wählenkönnen nur in einem risikobeladenen Punkt nicht frei ist, merkten die Menschen erst später: dass sie nämlich bei dieser Wahl

niemand mehr vertritt und auch nicht entlastet. Der Zwang zur Wahl erwies sich für den Einzelnen zunehmend als hochriskant. Die Zunahme der Unübersichtlichkeit nicht nur durch die Fülle von Optionen, sondern auch deren Unsicherheiten wurde den Einzelnen zugemutet. Dies hätte nach einer zugleich wachsenden Daseinskompetenz verlangt, die sich aber im schwächer werdenden familialen System (vor allem wegen der Abwesenheit der Väter) nicht mehr so leicht einstellte. Das führte seit dem Beginn der neunziger Jahre dazu, dass gerade inmitten der hochmodernen Freiheitsgesellschaft (wovon fundamentalistische Gruppen in den Kirchen reichlich profitieren) die Zahl jener Menschen wieder zunimmt, welche die lästig werdende Last der Freiheit wieder loswerden wollen. Wollte man also in den 68ern die Freiheit vor repressiven Institutionen schützen, so muss man diese heute vor depressiver Vereinsamung bewahren.

Wie immer auch: Kirchlichkeit, gemeindliches commitment, ist jetzt nicht mehr eine Sache unausweichlicher gesellschaftlicher Zuweisung, sondern wird zum sensiblen Thema der Wahl durch die „freie“ Person. Solch eine Situation bringt erhebliche Instabilitäten in der Kirchenbeziehung mit sich. Wählbare Kirchenbeziehungen reagieren weitaus stärker als zugewiesene auf Irritationen und auf Gratifikationen. Dabei zeigen rezente Studien über den Kirchenaustritt, dass es letztlich weniger auf die Irritationen ankommt, wenn jemand die kirchliche Gemeinschaft formell verlässt, sondern dass das Fehlen von Gratifikationen entscheidend wirkt. Irritationen haben die Gehenden wie die Bleibenden gemeinsam. Was sie unterscheidet, sind die erfahrenen Gratifikationen.

Im Zuge der Individualisierung wurde auch die Religion „individualisiert“, zur Sache der Person. Das konnte sowohl zur Personalisierung der Religiosität (als der subjektiven Seite der Religion) führen, zu einer Gläubigkeit aus Entschiedenheit also. Ebenso konnte die Privatisierung sich abwählerisch erweisen: Von der Abwahl jeglicher Religion hin zu jenen, die sich an naturalistisch-humanistischen religionsartigen Konzepten orientieren, bis schließlich hin zu den vor allem unter Frauen verbreiteten ReligionskomponentInnen stehen den einzelnen Personen sozial ungestraft heute alle Möglichkeiten offen.

Insofern Religion als Religiosität unsichtbar wird (Thomas Luckmann sprach daher von der „invisible religion“), scheint sich Religion total zu entkirchlichen. Selbst das ist aber nicht der Fall. Neuere Studien über Institutionen lassen eine Gegenbewegung zu einer wählerischen „Reinstitutionalisierung“ erkennen. Institutionen schmälern ja nicht nur die Freiheit des Einzelnen. Als kollektive Erinnerung entlasten sie den Einzelnen auch. Sie spielen dem wählerischen Menschen – durchaus gewaltfrei – bewährte Lebensweisheit zu. Daraus erwächst heute nicht immer formelle Kirchenbindung, wohl aber entsteht so etwas wie eine verschämte „unsichtbare Kirchlichkeit“. Mit manchen Positionen der Kirche sympathisieren solche Ungebundenen unverbindlich. Sie schätzen den Einsatz für den Frieden, für sozial Benachteiligte, und sie sind dankbar für das Enga-

gement der Kirchen für mehr Gerechtigkeit. Spirituelle Wanderer holen sich aus dem spirituellen Schatz der Kirche Hildegard von Bingen, Meister Eckehard oder Jakob Böhme.

2 Den Untergang verwalten

Die christlichen Kirchen haben zunächst auf diese Entwicklungen lediglich systemkonform reagiert: Ein weitsichtiges Agieren ist wegen der Schwerfälligkeit der Großorganisation Kirche leider bislang ausgeblieben.

2.1 Priestermangel

Reagieren musste die katholische Kirche auf den von Fachleuten schon am Beginn der neunziger Jahre prognostizierten, jetzt aber erst nach dem Eintreten der Prognose ernst genommenen Mangel an „Priestern in Ruf und Reichweite“. Die im Laufe der Zeit errichteten Pfarrgemeinden können heute in vielen Kirchengebieten kaum noch zur Hälfte mit einem Pfarrer „versorgt“ werden – ein Wort, das entweder an Überholt geglaubten Klerikalismus erinnert oder aber wohlwollend umgedeutet werden kann als gemeinsame Sorge der kirchlichen Gemeinschaften um ihre kleineren Einheiten und um deren Zusammenhalt, damit sie vor allem inmitten zeitgenössischer Bedrängnis die Kraft behalten, in der Spur des Evangeliums zu bleiben.

Raumpflegerische Lösung

Auf diese erste Herausforderung des überkommenen Kirchensystems hat die katholische Kirche (trotz der Erneuerung ihrer Ekklesiologie auf dem Konzil) in einer beunruhigend hilflosen Weise reagiert: raumpflegerisch. Die Zahl der Seelsorgeeinheiten wurde der Zahl der für die Pfarrseelsorge verfügbaren Priester angeglichen. Das führte zu pastoralen Pfarrverbünden und seelsorglichen Megaräumen.

Verschärfte Klerikalisierung

Die Wirkungen dieser Neuordnung der pastoralen Räume sind nicht unerheblich. Zum Ersten kommen auf die Leiter dieser pastoralen Megaräume neuartige Aufgaben zu. Pastorales Management wird immer wichtiger. Die Priester, aber auch die Einrichtungen der Pastoralen Fort- und Weiterbildung haben darauf schon reagiert. Die Priester wünschen sich Training in Organisations- und Personalentwicklung, dementsprechend bieten immer mehr kirchliche Einrichtungen pastorale Managementkurse an.

Sehr viele Priester stört laut zentraleuropäischer Studie „PRIESTER 2000“¹ diese Entwicklung. Sie waren angetreten, in erster Linie biographienahe

¹ Paul M. Zulehner / Anna Hennersperger, „Sie gehen und werden nicht matt“ (Jes 40,31). Priester in heutiger Kultur, Ostfildern 2001; Paul M. Zulehner, Priester im Modernisierungsstress, Ostfildern 2001; Paul M. Zulehner / Fritz Lobinger, Um der Menschen und der Gemeinden willen. Plädoyer zur Entlastung der Priester, Ostfildern 2002; Anna Hennersper-

Seelsorge zu machen und überschaubare Gemeinden zu leiten. In den pastoralen Megaräumen hingegen wird die Seelsorge immer weniger biographienah und zugleich immer mehr betriebsorientiert. Priester beklagen daher mit überwältigender Mehrheit zu Recht den Verlust unmittelbarer Seelsorge. Bernardin Schellenberger nennt das den „pastoralen Notstand“ – vorausgesetzt, dass der priesterliche Dienst weiterhin eng an seelsorgliche Aufgaben gebunden bleibt und diese nicht an andere pastoral Mitarbeitende abwandern: KrankenhausseelsorgerInnen, PastoralreferentInnen, GemeindereferentInnen und nicht zuletzt Ehrenamtliche. Nur unter dieser Bedingung, dass Priester in hohem Maße von der Seelsorge her definiert werden, bedeutet die gegenwärtige Entwicklung nach Schellenberger einen „pastoralen Notstand“. Wenn man aber die Seelsorge aus dem Priesteramt auslagert, muss man sich im Klaren sein, dass dies eine historisch einmalige Neudefinition des Priesteramtes darstellte.

Die derzeitige Entwicklung hat bei aller praktischen Effizienz aber noch einen zweiten markanten Nachteil. Er führt zu einer faktischen Reklerikalisierung des Kirchenbetriebs. Alle guten Vorsätze, die sich auf die Kirchenkonstitution *Lumen gentium* berufen, sind vergessen. Die Kirche wird nicht (mehr) umfassend vom Volk Gottes her konzipiert, in dem es nur Berufene und Geistliche gibt, darunter von Gott bestellte Amtsträger, Bischöfe, Priester und Diakone und vielleicht in Zukunft noch weitere Ämter als Ausfaltung des einen kirchlichen Dienstamtes (wie etwa Pastoralreferentinnen). Wären diese Vorsätze weiterhin handlungsleitend, dann wären die Probleme des Priestermangels nämlich nicht vom Klerus, sondern von den Gemeinden her anzugehen. Wie das aussehen könnte, darüber weiter unten gleich mehr. Hier muss vorerst konstatiert werden, dass die kirchliche Raumpflege sich am verfügbaren Klerus und nicht an den verfügbaren gläubigen Gemeinden orientiert. Dass diese „Lösung“ nicht wenigen ein sehr schlechtes theologisches Gewissen bereitet, kann man daran erkennen, dass man dem ganzen schamlos klerikalen Vorgang das Feigenblatt der „kooperativen Pastoral“ vorgehängt hat.

Dabei sind die Anliegen einer solchen „kooperativen Pastoral“ theologisch durchaus beachtlich. Sie sind ein Versuch, die Ekklesiologie des Konzils zu operationalisieren. Aber letztlich bleibt sie vielfach Wunschdenken. Es geht den Verfechtern dieser kooperativen Pastoral wie einem aufgeschlossenen Paar. Dieses ist angetreten, die Beziehung unter Bedacht einer modernen Frauen- und Männerrolle partnerschaftlich zu gestalten. Sobald aber dann ein Kind kommt und angesichts der hohen Verschuldung ein Teil des Paares beim Kind bleiben muss, bauen sich die modernen Geschlechterrollen unverzüglich in die traditionellen zurück.

ger, Ein ein(z)iges Presbyterium. Zur Personalentwicklung von Priestern. Amtstheologische Reflexionen zur Studie Priester 2000, Ostfildern 2003; Paul M. Zulehner / Fitz Lobinger / Peter Neuner, Leutepriester in lebendigen Gemeinden, Ostfildern 2003.

2.2 Finanzmangel

Der Mangel an Priestern in pastoraler Ruf- und Reichweite bildet die erste Phase der Krise der herkömmlichen Kirchenstruktur. In einer zweiten Phase verlagert sich der Priestermangel auf einen bedrohlichen Finanzmangel. Beklagenswertes Beispiel dafür ist die Erzdiözese Berlin. Was dort passiert ist, ist im Modus der panischen Angst, es könnte auch in der eigenen Diözese passieren, inzwischen Grundlage für die kirchlichen Maßnahmen vieler anderer Diözesen geworden.

Betroffen sind bislang geldstarke Kirchen, jene also, die über die Kirchensteuer (Deutschland, Schweiz) oder einen Kirchenbeitrag (Österreich) jahrzehntelang ein komfortables wirtschaftliches Fundament hatten. Die Korrosion der Kirchenmitgliedschaft, in Deutschland die Lasten der Wende (Solidarbeitrag) und der anhaltenden Wirtschaftsflaute mit hoher Arbeitslosigkeit haben dazu geführt, dass entweder immer mehr Kirchenmitglieder mit niedrigen Einkommen überhaupt keine Kirchensteuer mehr entrichten und andere wegen der finanziellen Knappheit im Haushalt (wegen Arbeitslosigkeit, Solidarbeitrag) die Kirche verlassen, um finanzielle Erleichterung zu erleben. Was ein solcher Kirchenaustritt, der mit dem finanziellen Überleben mancher hoch verschuldeter Familien zu tun hat, theologisch bedeutet, wird hier nicht weiterverfolgt, muss aber bei der Umgestaltung der kirchlichen Sozialform in eine zukunftsfähige mitbedacht werden.

Betriebswirtschaftliches „downsizing“

In ihrer finanziellen Bedrängnis rufen immer mehr Bistümer betriebswirtschaftliches Know-how zu Hilfe. Hohes Ansehen genießt bei den Kirchenleitungen das auf diesem neuen Beratungsmarkt geschickt agierende Unternehmen *McKinsey*, das inzwischen den bislang misslungenen Versuch machte, möglichst viele Daten aus allen deutschen Diözesen über einen umfangreichen Fragebogen zu sammeln, um dann im Beratungsfall gleich anhand solcher Daten die Latte für die durchzuführenden Einschnitte rasch legen zu können: „Benchmarking“ heißt dieser effiziente Vorgang.

Was dabei passiert, entbehrt nicht hohen betriebswirtschaftlichen Könnens. Das Hauptziel ist, aus der Sicht der in die wirtschaftliche Enge getriebenen Kirchenleitung mehr als verständlich, den Kirchenbetrieb auf eine Größe zurückzufahren, die wieder finanzierbar ist. Das Fachwort für diesen buchstäblich einschneidenden Vorgang heißt „downsizing“ oder edler formuliert „redesigning“. Alle Winkel des Kirchenbetriebs werden ausgeleuchtet. Es wird aufgespürt, was an Immobilien und Mobilen (Menschen) erübrigt werden kann. In Berlin führte das beispielsweise dazu, dass eine große Zahl von Pfarreien mit anderen fusioniert wurde. Von den hauptamtlich Mitarbeitenden wurde ein Drittel entlassen.

Verschärfte Ökonomisierung

Schon wird deutlich, dass sich solche Kirchenreform nicht einmal mehr am verfügbaren Klerus, sondern nur noch am verfügbaren Geld orientiert. Das führte etwa in der priesterarmen Erzdiozese Berlin zu dem makabren Ergebnis, dass das Bistum inmitten des drastischen Priestermangels einen nicht mehr finanzierbaren Priesterüberschuss verzeichnete und anderen Bistümer Priester „verkaufte“ oder solche frühzeitig pensionierte. Das oberste Gestaltungsprinzip des Kirchenbetriebs ist eben betriebswirtschaftliche Vernunft. Theologische Rücksichtnahmen treten weit in den Hintergrund. Es geht gott-frei zu, a-theistisch sozusagen.

Reihung der „Grundfunktionen“:

Wegsparen von Diakonie und Bildung

Ein unentbehrliches Instrument beim „downsizing“ heißt Priorisierung. Wenn etwas aufgegeben werden muss und anderes bleibt, braucht es als Entscheidungsgrundlage eine Rangordnung dessen, was im Betrieb herkömmlich gemacht wird, was morgen aber vorrangig geschehen soll oder eben auch nicht mehr gemacht werden kann. Für diesen Vorgang wird von den betriebswirtschaftlich Beratenden das Wunderkriterium der „Kernidentität“ ins Spiel gebracht. Im Zuge des „downsizings“, so die Botschaft, müsse sich eben die Kirche auf das zurückziehen, was unverzichtbar ist. Anderes könne sie lassen.

Die Pastoraltheologie hat in jahrzehntelangem Konsens dafür unfreiwillig vorgearbeitet. Es ist die „Lehre“ von den kirchlichen Grundfunktionen. Diese werden nun aber nicht als durchgängige Dimensionen kirchlichen Lebens und pastoralen Tuns verstanden, sondern als Grundbereiche, als Arbeitsfelder. Gehen wir einmal davon aus, dass die Koinonia als „vierte Grundfunktion“ von einer eigenen Art ist, geht es vor allem um „drei Grundfunktionen“, deren altehrwürdige Namen *Liturgia*, *Martyria* und *Diakonia* sind.

Mit dem Aufkommen der von gut gebildeten Laien getragenen neuen pastoralen Berufe (GemeindereferentInnen, PastoralreferentInnen) sowie den Diakonen sind diese „drei Grundfunktionen“ schon insofern gewichtet worden, weil bestimmte Aufgaben die Priesterweihe voraussetzen und andere nicht; im Zuge des Priestermangels sind durch „Delegation“ oder „Teilhabe“ von Laien an presbyteral definierten Aufgaben die Grenzen aber wieder – inzwischen unter einem lautstarken, aber wirkungslosen Protest Roms – verwischt worden.

Schon solche Vorgänge haben Auswirkung auf die Definition der Kernidentität. Ihr zugerechnet werden nämlich vor allem jene Aufgabenfelder, in denen ein Priester unentbehrlich ist: Eucharistie, Predigt, Sakramente. Die Begründung ist, dass das sakramental vermittelte Handeln Gottes in der Kirche wichtiger ist als das diakonale Handeln von Menschen in der Kirche. Solche „menschliche“ Bereiche werden nach Möglichkeit „outsourct“. Sie werden als Vorgänge gesehen, in denen die

Kirche in einer entstaatlichten Gesellschaft gesellschaftliche Dienste erfüllt und daher erwartet, dass diese Vorgänge auch vom Staat finanziert werden. Noch relativ gesichert ist die Finanzierung des Religionsunterrichts, nicht mehr so sicher die Finanzierung jener theologischen Fakultäten; noch mehr abgebaut wird in sozialstaatlich relevanten Bereichen, in der Diakonie. Und scharf gespart wird in der Bildung.

Sich auf die „Kernidentität“ zu beschränken ist daher nicht nur betriebswirtschaftlich intelligent, sondern zugleich auch pastoral verheerend. In der Studie an Diakonen im deutschsprachigen Raum im Jahr 2002² wurden die Diakone gebeten zu sagen, an welchen pastoralen Vorgängen sie beteiligt sind und welcher der drei Grundfunktionen sie diese Aufgabe jeweils zuordnen. Das Ergebnis ist ernüchternd und zeigt, wie vergeblich die pastoraltheologische Liebesmüh mit der Lehre von den drei Grundfunktionen ist – noch mehr: wie gefährlich sie letzten Endes ist, wenn sie in die Hände der betriebswirtschaftlichen Kirchensaniierer kommt. Es gibt (sieht man von der Verwaltung ab) letztlich keinen pastoralen Vorgang, der nicht an allen drei Grundfunktionen teilhat – was noch einmal zeigt, dass die unbemerkte Verlagerung von Funktion zu Bereich unzulässig ist.

Die Kernidentität der Kirche lässt sich daher nicht mit den drei Grundfunktionen beschreiben (was auch *Lumen gentium* nicht macht), sondern schon weit eher mit dem Grundgebot Jesu von der unlösbaren Einheit von Gottes- und Nächstenliebe. Die neuzeitliche Fundamentaltheologie hat dafür als Pole kirchlichen Handelns Mystik und Politik (Johann B. Metz, Dorothee Sölle, Rottenburger Synode), Kontemplation und Aktion (Roger Schutz) gesetzt. Das II. Vatikanische Konzil nennt die Kirche in Christus das Sakrament, also Zeichen und Werkzeug des liebenden Ineinander von Gott und den Menschen (LG 1). Der von Rom aus unerfindlichen Gründen geheim kritisierte *Passauer Pastoralplan*³ ist folglich zu Recht übertitelt „*Gott und den Menschen nahe*“. Eine Strukturierung dieses Plans nach Grundfunktionen wurde nach längerem theologischem Ringen ausdrücklich verworfen. Zum Glück. Das ermöglichte die bewegende Grundformel: „*Wer in Gott eintaucht, taucht neben den Menschen, zumal den Armen, den Armgemachten auf.*“ Dabei könne der Weg nach Mt 25 auch umkehrt verlaufen: Wer mit compassion bei den Leidenden eintaucht, taucht (ob er es weiß oder nicht, hätte Karl Rahner jetzt formuliert) in Gott auf und wird (so hätte Rahner noch hinzugefügt) in dieser vielleicht in seiner subjektiven Erfahrung „atheistischen Weise“ gerettet.

² Paul M. Zulehner, *Dienende Männer. Anstifter zur Solidarität. Diakone in Westeuropa, Ostfildern 2003*; Paul M. Zulehner, *Samariter-Prophet-Levit. Diakone im deutschsprachigen Raum. Eine empirische Studie, Ostfildern 2003.*

³ *Gott und den Menschen nahe. Passauer Pastoralplan 2000, Passau 2000*; Dazu Paul M. Zulehner, *Aufbrechen oder untergehen. So geht Kirchenentwicklung, Ostfildern 2003.*

2.3 Hoher Preis: pastorale Depression, kein missionarischer Aufbruch

Die Früchte der betriebswirtschaftlichen Sanierung vieler deutscher Diözesen sind höchst zwiespältig. Die Finanzkammerdirektoren atmen auf. Doch wissen sie genau, dass sie bestenfalls auf wenige Jahre hin beruhigt sein können. Wenn es nicht zu einem starken Wirtschaftsaufschwung kommt, wenn es dazu nicht eine spürbare Trendumkehr in der Kultur und im Mitgliedschaftsverhalten gibt, kurzum, wenn nicht ein „missionarischer Aufbruch“ kommt, kann man schon heute Verträge mit McKinsey für das nächste „downsizing“ vorbereiten.

Für die Zeit bis dahin ist aber ein solcher „missionarischer Aufbruch“ nicht wahrscheinlich. Was über den sanierten Bistümern lagert, ist nicht sonnige Aufbruchstimmung, sondern herbstlich-düstere pastorale Depression. Nach dem Weggang der betriebswirtschaftlichen Sanierer haben Gemeindeberatungen alle Hände voll zu tun, um einen weiteren Verfall der kirchlichen Organisationskultur hintanzuhalten.

Dass auch keine missionarische Energie beim nicht gekündigten Personal zu erwarten ist, hat damit zu tun, dass die nicht Entlassenen in der nächsten Zeit konformistisch alles Erdenkliche unternehmen werden, um auch beim nächsten „downsizing“ ihre Stelle zu behalten. Unter solchen Vorzeichen droht kein missionarischer Aufbruch.

Dazu kommt, dass in den betriebswirtschaftlichen Verträgen die Arbeit an einer Erneuerung, einem pastoralen Aufbruch also, faktisch nicht enthalten ist. Die verantwortlichen Berater wissen darum und weisen die Diözesanverantwortlichen darauf hin. Zunächst ist aber in einer Notoperation der Betrieb zu sanieren, seine wirtschaftliche Zukunftsfähigkeit soll für die nächste Zeit gesichert werden. Doch die Frage, welches die Herausforderungen der Zeit (die „Zeichen der Zeit“) an die heutige Kirche sind, wie sie ihren ererbten Auftrag genau an diesen „Zeichen der Zeit“ neu justieren kann, was daher ihre konkreten pastoral-missionarischen Projekte sind und welche Sozialform sie dazu braucht: Solche Aufgaben sind nach dem betriebswirtschaftlichen Erfolg unbeantwortet. Noch mehr: Ihre Beantwortung ist aus betriebswirtschaftlichen Gründen erheblich schwieriger geworden. Denn was saniert und damit stabilisiert wurde, ist das untergehende Kirchensystem. An dieses wurden das verbleibende Personal und die bleibenden Mittel noch enger gebunden. Denn letztlich werden jetzt die anstehenden Entscheidungen nur im Rahmen des betriebswirtschaftlichen Systems getroffen. Das kann dazu führen, dass Priester trotz krassen Priestermangels abgegeben werden (statt mit dieser freigewordenen Reserve missionarische Projekte zu entwerfen). Hochqualifizierte Menschen werden leichtfertig gekündigt, weil es nicht um die Humanressourcen, sondern lediglich um die Geldressourcen geht.

Damit ist der Kernfehler deutlich sichtbar geworden, den heute viele Diözesen begehen. Sie verwalten eine veraltete und nicht mehr zukunfts-

fähige Kirchenorganisation statt jetzt die Kirchenorganisation von Grund auf umzubauen. Es wird ein Untergang mit hohem betriebswirtschaftlichen Aufwand verwaltet, aber kein Übergang gestaltet.

3 Den Übergang gestalten

3.1 Der Mensch ist der Weg der Kirche

Wer nicht nur den Untergang der bestehenden Kirchengestalt intelligent und effizient verwalten will, sondern sich für das „Übergang-gestalten“ entscheidet, muss zuerst nach den Spielregeln Jesu und in seiner Nachfolge des Papstes Johannes XXIII. die „Zeichen der Zeit“ lesen. Es sind aus der Sicht der Theologie jene Erfahrungen der Menschen, durch die hindurch Gott seiner Kirche den Weg weist, den sie in seinem Namen an der Seite der Menschen gehen soll. Im Dialog mit den Zeichen der Zeit und dem tradierten Auftrag, also an der Schnittstelle von Situation und Tradition, sind dann jene konkreten Leitbilder für kirchliches Handeln heute zu entwickeln, die Menschen verlocken, sich an ihnen auszurichten und von diesen bewegen zu lassen.

Wissenschaftliche Befunde ergeben, dass zwei große Themen die Menschen in den nächsten Jahrzehnten bewegen werden: die Frage nach der Gerechtigkeit inmitten der Freiheit und die Frage nach der Spiritualität inmitten der Säkularität.

Neue Soziale Frage: Diakonisierung

Nach dem Fall der Mauer und dahinter des kommunistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsmodells ist es zu einem ungeahnten und unbehinderten Siegeszug des neoliberalen Kapitalismus gekommen. Dafür stehen die Begriffe „Globalisierung“, „Privatisierung“, „Deregulierung“. Solche Vorgänge sind durch die informationelle Technologie möglich geworden und wirken sich auf die so eingewordene Welt zwiespältig aus. Auf der einen Seite gibt es enorme wirtschaftliche Fortschritte, die durch den Fortschritt der Wissenschaften genährt werden. Auf der anderen Seite bringt solche Modernisierung viele Modernisierungsverlierer hervor.

Eine weltweite neue Soziale Frage tut sich auf. Sie betrifft nicht nur das Armutsgefälle vom reichen Norden hin zum nach wie vor verarmten Süden (in deren Mitte es jüngstens kleine Reichtumsinseln gibt). „Selbst in reichen Gesellschaften kann morgen jeder von uns überflüssig werden. Wohin mit ihm?“ fragt besorgt Hans Magnus Enzensberger.⁴ Überflüssig wird, wer nicht arbeitet, kauft, erlebt, genug weiß, wer die falschen Gene hat: die zu teuren Sterbenden, die in neodarwinistischen Konzepten störenden Behinderten, die Langzeitarbeitslosen, nicht zuletzt Kinder, welche das Lifedesign von Männern und Frauen zunehmend stören, weil sie

⁴ Hans Magnus Enzensberger, Die Große Wanderung: 33 Markierungen; mit einer Fußnote „Über einige Besonderheiten bei der Menschenjagd“, Frankfurt a. M. 41992.

mit der Optimierung maximal leidfreien Glücks in knapper Zeit (Marianne Gronemeyer nannte es das „Leben als letzte Gelegenheit“⁵) so beschäftigt sind, dass sie füreinander und für Kinder immer weniger (im energetischen Sinn) „Übrig haben“.

Eine Forderung des Sozialethikers Jean B. Lacordaire aus Paris – in der Frühzeit der alten Sozialen Frage des 19. Jahrhunderts formuliert – gewinnt an erneuter Aktualität: „Man muss der Freiheit immer Gerechtigkeit abringen.“ Gerechtigkeit wird somit zu einem der Grundthemen der Jahre vor uns, näherhin der Zugang der wachsenden Zahl von Menschen zu den knapper werden Lebenschancen der einen Welt.

Kirchen sind herausgefordert, Anwältinnen derer zu sein, die in Gefahr sind, als Modernisierungsverlierer überflüssig zu werden. Eine Diakonisierung der Kirche steht auf dem Programm. Ins visionäre Leitbild der christlichen Kirchen gehört daher, dass sie eine der verlässlichsten Anwältinnen der Modernisierungsverlierenden, der vom Überflüssigwerden Bedrohten sind und dazu helfende und politische diakonale Projekte entwickeln.

Megatrend „Respiritualisierung“: Spiritualisierung

Das andere Thema, das die Kultur zumal in hochmodernen Gesellschaften zunehmend beschäftigt, ist Spiritualität unter den Bedingungen der Säkularität. Der Trendforscher Matthias Horx⁶ ortet eine Respiritualisierung als Megatrend der späten neunziger Jahre. Immer mehr Menschen gerade moderner säkularer Kulturen (wie in den großen Städten Europas wie Wien, Brüssel, Lissabon⁷) gehören zu den spirituellen Wanderern. Obwohl sie auf oft widersprüchlichen und abenteuerlichen Wegen unterwegs sind, bewegt sie eine gemeinsame spirituelle Sehnsucht. Was dabei gesucht wird, ist höchst unterschiedlich: die spirituelle Reise ins Innere steht in Spannung zu einer spirituellen Reise ins Weite; gesucht wird Heilung, bei der Rituale eine zentrale Rolle spielen; nicht wenige sehnen sich nach Gemeinschaften mit einer Ethik der Liebe, die eine Art Avantgarde einer neuen Welt darstellen.

Günther Nenning, wacher Beobachter kultureller Entwicklungen, vermerkt kopfschüttelnd: „Die Sehnsucht boomt, aber die Kirchen schrumpfen.“⁸ Obwohl sich also der spirituelle Markt positiv entwickelt, schreiben die Kirchen rote Zahlen. Eine Folge einer langjährigen Selbstsäkularisierung? Jedenfalls steht der Kirche eine Spiritualisierung ins Haus. Und das nicht als Alternative zur geforderten Diakonisierung, sondern in einem ebenso untrennbaren polaren Verhältnis: so wie Gottes- und Nächsten-

⁵ Marianne Gronemeyer, *Leben als letzte Gelegenheit*. Zeitknappheit und Sicherheitsbedürfnisse, Darmstadt 1993.

⁶ Matthias Horx, *Megatrends der späten neunziger Jahre*, Düsseldorf 1995.

⁷ Paul M. Zulehner / Regina Polak / Isa Hager, *Kehrt die Religion wieder? Religion im Leben der Menschen 1970-2000*, Ostfildern 2002.

⁸ Günther Nenning, *Gott ist verrückt. Die Zukunft der Religion*, Düsseldorf 1997.

liebe voneinander nicht getrennt werden können. Ins visionäre Leitbild der Kirchen gehört demnach in den nächsten Jahren, dass sie für die spirituell Suchenden und Wandermenden eine der besten gesellschaftlichen Adressen sein werden.

Aggiornamento

Mit den Forderungen der Diakonisierung und Spiritualisierung der Kirchen ist schon angedeutet, wie sich die Kirchen innerlich erneuern müssen. Beide entsprechen nicht nur den Zeichen der Zeit, sondern dem Grundauftrag, inmitten der Welt eine Gemeinschaft zu sein, die aus der Kraft von Gottes- und Nächstenliebe für die Welt heilsam ist.

Vom Erfordernis der Diakonisierung und Spiritualisierung her sind nicht nur kirchliche Projekte zu entwerfen (wie dies in kluger Weise der *Passauer Pastoralplan 2000* versucht hat), sondern sind auch die Kompetenzen der Menschen zu entwickeln, welche das Wirken und Leben der Kirche tragen: der ehrenamtlichen arbeitenden Mitglieder ebenso wie der Hauptamtlichen.

Wo all dies geschieht, erfolgt wie einst auf dem Konzil ein „aggiornamento“. Dieser Vorgang bedeutet eingedeutscht „Verheutigung“ und nicht „Anpassung ans Heute“. Er verlangt von der Kirche mehr Nähe zum Menschen ebenso wie prophetischen Widerstand gegen all jene Kräfte, die dazu führen, dass menschliches Leben nicht auf-, sondern umkommt. „Der Mensch ist der Weg der Kirche.“ (Johannes Paul II.)

3.2 Strukturwandel

Eine so zeitgerecht und auftragstreu in einem arbeitende Kirche braucht angemessene Strukturen, die ihre Arbeit erleichtern statt erschweren. Um Missverständnissen vorzubeugen: Hier geht es nicht um die Grundstruktur der Kirche als Ganzes, um das also, was dogmatisch vorgegeben ist (vgl. *Lumen gentium*). Es geht um die je beste Organisation der pastoralen Arbeit und um jene Momente an der Sozialform, die historisch variabel sind (wie zum Beispiel Finanzgebarung, Haupt- und Ehrenamtlichkeit, Formen der Leitung und der „synodalartigen“ Beteiligung an dieser). Welche Sozialform für die Kirche in den nächsten Jahren erwachsen wird, kann heute noch niemand klar sehen und formulieren. Es braucht dazu das Zusammenspiel all derer, die in der Pastoral den Kopf hinhalten, und jener, die darüber kompetent nachdenken. Im Folgenden sollen dazu einige Punkte in die Diskussion gebracht werden.

Kirchensteuerfreie Kirche

Die Kirche muss bei der Gestaltung ihrer Sozialform (ihres „pastoralen Unternehmens“ also) das Diktat des Geldes beenden. Denn weder die Klerikalisierung noch die Ökonomisierung der Kirche wird aus dieser herausführen, sondern lediglich das langsame Sterben der überkommenen Arbeitsweise und Sozialform der Kirche verlangsamen und damit verschärfen. Es braucht andere Ansätze für den Entwurf einer zeitgerechten Ar-

beitsweise und Sozialform der Kirche und in diesem Sinn ihrer Strukturen, die sowohl der Tradition wie der Situation gerecht werden. Kurzum: Es braucht visionsangemessene Strukturen.

Raumgerechte Seelsorge

Ein erstes Beispiel: Pastorale Megaräume zu schaffen und in diesen Großräumen die pastoralen Aufgaben unterschiedslos anzusiedeln ist der falsche Weg. Genau umgekehrt ist vorzugehen. Zunächst ist zu fragen: Welche Aufgaben sind im Rahmen der leitenden Vision zu leisten? Und dann: Welches ist der optimale Raum für diese Aufgaben. Geht man diesen Weg, erhält man gute und zugleich sehr differenzierte Ergebnisse.⁹

Lokale gläubige Netzwerke

Ein Paket kirchlicher Aufgaben erweist sich als sehr bodennah, in diesem Sinn als „lokal“, kleinräumig. Dazu gehören alle jene pastoralen Aufgaben, die nahe an der Biographie einzelner Menschen und Familien sind: die Riten zu den Lebenswenden und die dort angesiedelten sakramentalen Feiern; die Sorge um den familialen Lebensraum (Ehe- und Familienpastoral, Familiengottesdienste), damit auch kirchliche Kindergärten und Kinderpastoral; die Sorge aber auch um die Kranken, Pflegebedürftigen und diese wiederum in Verbindung mit den familialen Lebenswelten.

Auf dieser Ebene sollen sich lokale Glaubensnetzwerke bilden. Das sind nicht unsere heutigen Pfarreien, obgleich es in diesen längst Ähnliches gibt. (Die Pfarreien werden als Strukturen lückenloser diakonaler Aufmerksamkeit, damit als „Netzwerke der Liebe“ [Kardinal Christoph Schönborn] solange eine Bedeutung haben, als wir sie auch wirksam „bespielen“ können.) Vielleicht sind es gläubige Gemeinschaften in der Größe von 70-100, die sich zurzeit aus einem Mitgliederpotential von etwa 1800 Personen rekrutieren. Sind es wahrhaft gläubige Gemeinden, die ihre ekklesiale Berufung angenommen, ihr Adsum gesprochen haben, sich also von Gott unvertretbar in den Dienst der Kirche genommen wissen und dazu die ihnen gegebenen Begabungen erkunden, entfalten und einbringen, dann soll in diesen gläubigen Netzwerken auch die Eucharistie gefeiert werden. Denn auf diese tendiert alles christlich-kirchliche Leben zu und lebt aus dieser, so das Konzil und gestützt auf dieses Johannes Paul II. (*Ecclesia ab eucharistia*, 2003).

Die Mitglieder dieser lokalen Glaubensnetzwerke betreiben für ihre Gemeinde gleichermaßen „time-“, wie „moneyspending“. Ihre Stärke sind ihre eigenen Humanressourcen, also die Mitglieder, welche „randvoll mit dem Evangelium“ ihre Begabungen dem Leben des Netzwerks zur Verfügung halten. Sie kümmern sich selbst um die erforderlichen finanziellen wie personellen Ressourcen, welche die Gemeinde braucht, um ihre

⁹ Mehr dazu in: Paul M. Zulehner / Fritz Lobinger / Peter Neuner, *Leutepriester in lebendigen Gemeinden*, Ostfildern 2003.

Aufgaben intern und in ihrer Umwelt zu erfüllen. Es sind also Gemeinschaften, die – nach dem Ende einer Kirchensteuer – sich auch selbst finanzieren (und, wie sich zeigen wird, auch ort- wie weltkirchliche Projekte nach Maßgabe der Mittel mitfinanzieren).

Ein grundlegendes Prinzip ist jenes der breiten Beteiligung. Dies hat mehrere Gründe: Sozialpsychologisch ist klar, dass Identifikation durch Partizipation wächst. Auch das Subsidiaritätsprinzip mahnt an, dass Entscheidungen, die durch die Betroffenen selbst gefällt werden können, diesen (auch von der amtlichen Leitung) nicht abgenommen werden sollen. Das Hauptargument ist aber theologischer Art: Gottes Geist ist allen Mitgliedern des Gottesvolks gegeben. Jeder und jede hat daher etwas beizutragen, gemäß der eigenen Berufung und Begabung. Solche Synodalität ist kein Gegensatz zum kirchlichen Amt. Vielmehr ist klar, dass, je mehr Synodalität riskiert wird, auch das Amt umso wichtiger wird. Allerdings ist der Amtsstil in einer Gemeinschaft ohne synodale Kultur ein anderer als in einer Gemeinschaft mit einer synodalen Kultur.

Die Sorge, dass über Beteiligung das Evangelium in Gefahr gerät, weil über die Beteiligten der Zeitgeist in die Gemeinschaft eindringen könnte, gilt als Urgefährdung für alle, die sich nicht von der modernen Welt zurückziehen, sondern Zeitgenossen sind: also nicht nur für Laien, sondern auch für Priester. Die Friedenspriester in der Zeit des Kommunismus sind ein unwidersprechbarer Beleg dafür. Anzustreben ist in jeder kirchlichen Gemeinschaft, dass all jene, die sich beteiligen – Priester wie Laien –, dies aus der Kraft des Evangeliums tun. Zusätzlich ist es eine elementare Aufgabe der Amtsträger sicherzustellen, dass die ganze anvertraute Gemeinschaft/Gemeinde in der Spur des Evangeliums bleibt und gegebenenfalls dank seines prophetischen Amtswiderstands auf diese zurückgeführt wird.

Die Dienste, welche die Gemeinde entwickelt, einschließlich der Leitungsdienste in den verschiedenen pastoralen Projekten der Gemeinde, werden ehrenamtlich gemacht.

Insofern diese gläubigen Gemeinden eucharistiefähig sein sollen, brauchen sie jemanden, der der Eucharistiefeier, dazu den sakramentalen Feiern des christlichen Lebens vorsteht und der nicht zuletzt die Einheit dieser lokalen gläubigen Gemeinden mit der Ortskirche, repräsentiert durch den Bischof, sichtbar und lebendig erhält. Dies geschieht der Sache nach vor allem dadurch, dass jene, die ein Amt erhalten, dieses nicht von der Gemeinde, sondern vom Bischof in Verein mit seinem Presbyterium erhalten – alle hier Genannten legen daher bei der Priesterweihe die Hände auf.

Auch dieser priesterliche Dienst wird in Zukunft ehrenamtlich erfüllt werden. Bischof Lobinger und ich schlagen dafür seit einiger Zeit die so genannten „Leutepriester“ vor. Es sind gemeindeerfahrene Personen und

vorab in diesem Sinn „viri probati“, die auch die Fähigkeit vom Vorstehen besitzen und die der Bischof als gemeindliches Presbyterium auf die leere Priesterbank weiht. Sie erhalten eine angemessene Ausbildung (vielleicht in der Form des kommenden dreijährigen Bakkalaureats) und eine entsprechend intensive Fortbildung. Insofern das priesterliche Amt immer im Namen Christi berufen ist, Gemeinden zu gründen und zu leiten, ist der Dienst der Leutepriester vorwiegend in der Gemeindeleitung zu sehen.

Größerräumige missionarische Projekte

Die pastorale Aktivität einer Ortskirche (und kirchlicher Regionen) wird sich zwar vorrangig in diesen gläubigen Netzwerken ereignen, aber nicht darin erschöpfen. Es gibt viele pastorale Vorgänge, die nach einem größeren Raum verlangen. Dazu gehört heute die Jugendarbeit, die Bildungsarbeit, die Arbeit in und mit Medien, die gesellschaftliche Einmischung. Auch und gerade die diakonale Arbeit der Kirche, die zwar teilweise auch lokal-biographienah ist, braucht weiträumigere Projekte.

Solche größerräumigen pastoralen Projekte werden von der ortskirchlichen Gemeinschaft finanziert. Dabei ist zu klären, wie solches Geld zusammenkommt – teilweise durch Fundraising in den lokalen Glaubensnetzwerken, durch staatliche Gelder sowie durch bislang unübliche Formen kirchlichen Fundraisings, aber auch durch Zusammenarbeit mit nichtkirchlichen Einrichtungen.

Solche qualitativ anspruchsvollen Projekte verlangen nach professionellen Hauptamtlichen. Diese gehören künftig also nicht in die lokalen gläubigen Netzwerke, sondern in die größerräumigen kirchlichen Projekte.

Wichtige Projekte für die kommenden Jahre sind missionarische Offensivprojekte. Das kann eine Jugendkirche sein, eine Stadtmission neuer Art, es kann sich um „Getauftentage“ handeln, konfessionell wie ökumenisch. Nicht zuletzt können von einer Ortskirche auch Projekte geplant und in Angriff genommen werden, welche der Entwicklung der lokalen Netzwerke dienen: Solches war im Rahmen der *Pastoralen Entwicklung Passau* geplant worden. Sie war der Versuch, inmitten der tiefen Transformationskrise einen Übergang zu gestalten, hinein in eine zukunftsfähige Gestalt einer Ortskirche, die zugleich in Gott verwurzelt und deshalb nahe am Menschen ist. Die Durchführung wurde freilich in pastoral angstbesetzter und daher kurzsichtiger Weise der Verwaltung des Untergangs durch betriebswirtschaftliche Sanierung geopfert, verbunden mit der Rückkehr zum herkömmlichen Pastoralbetrieb und vergangenheitsorientierten Schwerpunkten wie herkömmliche Familienpastoral oder Bußpastoral.

Missionarisch handelt eine Kirche, wenn sie nicht nur den Bestand zu halten versucht, sondern sich ausweitert. Das ist nicht plumpe Rekrutierungspolitik, wie manche Pastoralexperten vorschnell mutmaßen und der Kirche vorwerfen, sondern ihr unentrinnbarer Grundauftrag. Vorausge-

setzt ist, dass wo immer gläubige Gemeinschaften wachsen, diese randvoll sind mit dem Evangelium und Inseln einer neuen Welt inmitten der alten errichten. Solche gemeindegründerischen Projekte sind daher letztlich nicht kirchenzentriert, sondern Mitarbeit an einer Erneuerung der Welt.

Hier ist der geborene Ort für die herkömmlichen Priester. Sie sind, was theologisch unbestritten ist, Teil des bischöflichen Presbyteriums und in diesem Sinn „Bistumspriester“. Insofern sie nicht einem lokalen Glaubensnetzwerk eingebunden sind, besitzen sie eine hohe Mobilität und Flexibilität, mit der die ehelose Lebensform affin ist – wodurch sie zusätzlich aufgewertet wird. Die Hauptaufgabe dieser Bistumspriester ist im Vergleich zu den lokalen Leutepriestern die Gründung neuer und die Entwicklung alter Gemeinden und Gemeinschaften. Liegt bei den Leutepriestern der Akzent der amtstheologischen Formel, dass Priester „im Namen Christi Gemeinden gründen und leiten“ (DBK, Die Ordnung der pastoralen Dienste, Bonn 1977) auf dem „leiten“, so sitzt dieser bei den Bistumspriestern auf dem vergessenen Teil „gründen“. Die Bistumspriester haben dazu auch die volle akademische Ausbildung mit dem Sonderschwerpunkt missionarische Offensive; sie sind zudem aber neben ihrer theologisch-spirituellen Grundkompetenz bestens qualifiziert in Organisations- und Personalentwicklung und damit in der Leitung missionarischer Projekte. Neuerlich zeigt sich, dass die Kirche von morgen neben ihrer Fähigkeit, an der Schnittstelle von Tradition und Situation ein visionshaltiges Leitbild zu entwerfen und daraus leitbildhaltige Projekte zu formulieren, kompetent durchzuführen und auch zu evaluieren (ein in den Kirchen völlig unüblicher Vorgang!), vor allem eine exzellente Führung braucht. Die Ausbildung in Führung und Kooperation gehört daher zum Grundbestand einer zukunftsfähigen Kirche.

Nicht berücksichtigt sind in diesen ersten Diskussionsbeiträgen zu einer künftigen Arbeitsweise und Sozialform der Kirche die ökumenischen, interreligiösen und weltkirchlichen Dimensionen. Diese sind gewiss in den lokalen Netzwerken wirksam, werden aber vor allem in entsprechenden großräumigen Projekten in einzelnen Ortskirchen, aber auch Kirchenregionen wirkmächtig werden.